

Zeitschrift: Mitteilungen der Ostschweizerischen Geographisch-Commerciellen Gesellschaft in St. Gallen
Herausgeber: Ostschweizerische Geographisch-Commercielle Gesellschaft
Band: - (1903)
Heft: 2

Artikel: Eine Reise ins Innere von Bolivien
Autor: Hengartner, Juan B.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1092443>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Man wird dem Verfasser einwerfen, er fliege etwas weit und hoch, und man wird ihn fragen, wie er, der Berggeborne, nach dem Meere wolle? Gerade in den Bergen haben wir gelernt, die Grösse, aber auch die Kleinheit der Dimensionen zu erkennen. Auf dem Gipfel, auf dem man gleichzeitig die Vogesen und den Appennin sieht, lernt man den Blick weit und auch über die Grenzen schweifen lassen. Wo grauer Nebel über den Tälern der Niederungen liegt und die Welt scheint aufhören zu lassen, da strahlt eine goldene Sonne weit über alles und füllt und verbindet den Raum mit ihrem Licht. Diese Sonne pflanzt Optimismus, und soll da nicht der Schweizer, der dem Verkehre so vieles verdankt, gerade in diesem Verkehre Optimist sein?

* * *

Der Zürcherische Ingenieur- und Architektenverein, in dessen Sitzung vom 20. Januar 1904 der Verfasser über das Thema »Wasserstrassen zu und in der Schweiz« gesprochen, hat beschlossen, eine Kommission einzusetzen, welche die Frage zu prüfen und zu begutachten hat: Soll sich nicht der Zürcherische Ingenieur- und Architektenverein mit den Fragen der Binnenschiffahrt in der Schweiz im Anschluss an die Ausdehnung der Schiffahrt auf dem Rhein bis nach Basel und auf dem Po-Tessin bis nach Locarno beschäftigen und die Anhandnahme des Studiums und der Förderung dieser Bestrebungen bei den Bundesbehörden anregen?

Eine Reise ins Innere von Bolivien.

Von Juan B. Hengartner, Reyes, Beni, Bolivien.

Bereits vor einigen Jahren ist in einem der Halbjahrhefte die Reise von Europa nach dem Süden von Peru bis zur alten Inca-Stadt Cuzco von kundiger Feder geschildert worden; nun will ich versuchen, die verehrten Leser dieser Hefte nach dem Innern von Bolivien und zwar nach den reichen Gummigegenden vom Beni bis an die brasilianische Grenze oder den Maderaffluss zu führen.

In der alten, nicht übermässig reinlich gehaltenen Hafenstadt Puno verlässt man das peruanische Festland, um auf dem Titicacasee per Dampfschiff nach Chililaya, jetzt Puerto Perez benannt, zu ge-

langen. Die Fahrt auf dem See ist prachtvoll und dauert 24 Stunden. Die Insel Titicaca, die majestätisch und gebirgig aus der weiten Wasserfläche hervorragt, war einst Hauptsitz der altperuanischen Kultur und der mächtigen und reichen Incakönige bis zur Unterwerfung unter spanische Herrschaft. Die Inseln und die Umgegend des Titicacasees werden auch heute noch ihrer landschaftlichen Schönheiten wegen gern aufgesucht. Die Meereshöhe des Sees beträgt 3854 Meter. Derselbe soll sehr tiefe Stellen aufweisen, hauptsächlich gegen die bolivianische Grenze hin; das Wasser desselben soll im Sinken begriffen sein infolge starker Verdunstung. Es lebt noch jetzt im Volksmund die Sage, dass auf der Insel Titicaca die Goldschätze der einst so mächtigen Incakönige verborgen seien, was aber nicht wohl anzunehmen ist, indem trotz Aufwendung von Geld und Zeit bis zur Stunde noch nichts an das Tageslicht gebracht wurde. Die Reise von Puerto Perez nach Sorata wird per Maultier in zwei Tagereisen gemacht und zwar am ersten Tag bis Achacachi, am zweiten bis Sorata. Um diese Reise abzukürzen, kann man La Paz rechts liegen lassen. Wenn nicht besondere Gründe oder Geschäfte dem Reisenden den Besuch dieser Stadt notwendig machen, so ist ihm der gerade Weg nach Mapiri der Zeit- und Kostenersparnis wegen zu empfehlen. In Sorata kann er die nötigen Lebensmittel und Reiseausrüstung ebenso gut einkaufen wie in La Paz.

Sorata liegt in einem wunderschönen Talkessel am Fusse des Illampu, im Volksmund Sorata benannt. Der Illampu ist einer der höchsten Berge der Cordillerenkette (6487 Meter) und bequemt sich nie, seinen Schneehut zu lüften. Die Bergesabhänge in der Umgegend der Stadt werden von den Bewohnern prächtig bebaut. In Sorata muss stets ein Aufenthalt von einigen Tagen gemacht werden; indem die nötigen Maultiere trotz vorhergehender Bestellung gewöhnlich nicht bereit sind und die Tiere von den benachbarten Orten herbeigeschafft werden müssen. Nach vier Tagen konnte unsre Karawane endlich weiter reisen; sie bestand aus drei Reisenden, zwei Maultiertreibern und zwölf Maultieren, welche letztere mit unsren Effekten und Lebensmitteln beladen waren. Die Sonne schaute kaum von der Gebirgskette des Mapiri hervor, als wir die Anhöhe des Illampu bestiegen. Von da aus genießt man eine prächtige Aussicht auf die Gebirgswelt.

Die Reise über die Cordillera ist kein Kinderspiel. Man muss wahrlich die armen Tiere bewundern, die mit sicheren Schritten die Reisenden und deren Gepäck an sehr schwierigen und gefährlichen

Stellen vorbeiführen, wo sozusagen kein regelmässiger Weg sich findet. In den Monaten Mai, Juni und Juli, also zur Winterszeit, herrscht während des Tages grosse Hitze und nachts ist es sehr kalt. Der Ueberwurf (Poncho) leistet auf solchen Reisen vorzügliche Dienste. Nach dreitägigem strengem Marsche kamen wir im Hafen Mapiri an. Während der Reise kamen wir durch die einst so blühenden Haciendas Jarandillani, Bellavista, San Agustin und San Antonio, von welchen Grossgrundbesitzen die beste Chinarinde exportiert wurde. Ende der Siebziger Jahre stieg dieselbe auf einen fabelhaften Preis, bis der Samen nach Indien gelangte und dort der bolivianischen Chinarinde eine grosse Konkurrenz entstand, welche durch erleichterte Transportmittel die Ausbeutung des hiesigen Produkts leicht zu Fall bringen konnte. In diesen Grossgrundbesitzen wurde auch sehr viel Kaffee und Coca gepflanzt, welche Artikel ebenfalls exportiert wurden, heutzutage aber der hohen Landfracht wegen die Konkurrenz mit den Produkten aus den dem Meere näher gelegenen Ländereien nicht mehr aushalten können. Infolge dieser Verhältnisse sind denn auch diese schönen, einst so blühenden Besitzungen in den letzten Jahren der Wildnis näher gerückt. Wegen des geringen Wasserstandes des Mapiriflusses muss man sich der Flösse als Transportmittel bedienen. Sieben zusammengebundene trockene Baumstämme bilden eine Balza und drei zusammengezimmerte Balzas bilden ein Callapo oder einen Floss, welcher eine Tragfähigkeit von 130—140 Arrobas oder 1500—1600 Kilogramm hat. Die Hinunterfahrt auf dem Mapiri ist malerisch; da gibt es noch tausende und tausende Hektaren Wald, in welche die Zivilisation noch nicht gedrungen, und Stellen, welche einen reizenden Anblick bieten. Die Fahrt vom Hafen Mapiri bis Rurrenabaque dauert bei günstiger Witterung $3\frac{1}{2}$ —4 Tage. Von Mapiri bis zum Zusammentreffen mit dem La Paz-Fluss heisst der Strom eigentlich Rio Kaka und nur im Volksmund wird er Rio Mapiri benannt. Weiterhin nehmen die beiden Flüsse den Namen Rio Beni an bis nach Villa Bella, Grenzort zwischen Bolivien und Brasilien, wo der Beni den Mamoré aufnimmt und dann Madeira heisst.

Reyes ist ein grösseres Dorf, eine Tagereise vom Fluss entfernt, mit ungefähr 1000 Einwohnern. Die Bevölkerung beschäftigt sich mit etwas Handel, Ackerbau und etwas Industrie, hauptsächlich aber mit Viehzucht. An Bodenprodukten sind zu erwähnen: Mais, Reis, Zuckerrohr, Kaffee und Tabak; hauptsächlich haben wir hier eine vorzügliche Qualität von Kaffee und Tabak, welche Artikel aber der hohen

Frachten wegen nicht exportiert werden können, den Bedarf des Beni-Departements aber fast vollständig decken. Das Zuckerrohr wird zum Teil zu Fusel gebrannt, ebenso wird guter weisser Zucker, auch Rohzucker gemacht. Dieser Artikel deckt den Bedarf der Gegend nicht vollständig und es wird somit noch ziemlich viel importierter Zucker verbraucht. Arme Leute oder, wie wir drüben sagen, Leute, die ihren Unterhalt nicht finden können, gibt es hier sehr wenige oder keine; denn selbst der ärmste Mann hat seine kleine Anpflanzung, aus deren Ertrag er seine Familie unterhält. Es gibt in dieser Gegend Landwirte (Hacenderos), welche zwei oder drei verschiedene Güter besitzen und drei- bis viertausend Stücke Vieh, fünfhundert bis tausend Schafe und zwei- bis dreihundert Pferde und Maultiere ihr Eigentum nennen. Ein Teil des Viehstandes wird nach Apolo spedit in Tausch gegen Maultiere; auch wird ein Teil nach den Gummigegenden verkauft. In letzter Zeit wurde viel Vieh nach dem Acre exportiert; doch musste dieser Handel aufgegeben werden, weil gegenwärtig dort Revolution herrscht, wodurch der Geschäftsgang sehr gehemmt und eine Unsicherheit über die Verhältnisse jener gummireichen Gegend hervorgerufen wird. Die Landwirte verwenden einen Teil ihres Viehstandes zum Schlachten, um daraus getrocknetes, gesalzenes Fleisch (Charque) zu bereiten. Dasselbe wird entweder an die hier ansässigen ausländischen Geschäftshäuser in Zahlung abgeliefert oder nach dem Beni geschickt, um an die dort in den Gummiwäldern arbeitenden Leute verkauft zu werden. Reyes liegt unterm 13. Grad südlicher Breite und 67. Grad westlicher Länge von Greenwich.

Das Leben in diesen Gegenden ist sehr einfach und ruhig. Nach Verlauf der hiesigen Kirchenfeste, von denen noch viele aus der Jesuitenzeit her gefeiert werden, gehen die Arbeiter oder, besser gesagt, die im Dorfe wohnenden Indianer an ihre in der Nähe sich befindlichen Feldarbeiten. Es herrscht ein grosser Unterschied zwischen den an der Küste, hauptsächlich im südlichen Perú und den angrenzenden bolivianischen Gegenden wohnenden Indianern — welche sich durch ihr stumpfsinniges Wesen und schmutziges Aussehen auszeichnen und in Lehmhütten wohnen — und den hiesigen Indianerstämmen, die auf eine gewisse Reinlichkeit halten, wohnliche, aus Holz gebaute und mit Palmblättern gedeckte Häuser besitzen und der spanischen Sprache, wenn nicht vollständig, so doch genügend mächtig sind, um sich mit den Weissen leicht verständigen zu können. Der hiesige Indianertypus ist ein schöner Schlag von

Leuten und hauptsächlich gibt es sehr hübsche Indianerinnen mit durchwegs schönem und gut gepflegtem Haarwuchs. In diesen Gegenden wird fast in jedem Dorfe eine eigene Indianersprache gesprochen, so dass wir im Umkreis von etwa 60 Quadratmeilen wenigstens fünf bis sieben verschiedene Sprachen haben, und es kommt nicht selten vor, dass ein Indianer bis zu drei Sprachen redet. Die hiesigen Ansiedlungen wurden in den ersten Dezennien des 18. Jahrhunderts von den Jesuiten gegründet und noch sind die Spuren ihres starken Regiments vielfach bemerkbar, nicht allein in der Art und Weise, wie dieselben die Indianer zum Christentum bekehrten, sondern auch durch ihre grosse Ausbildung in der Bilderschnitzerei und Fabrikation von Kirchenornamenten, ebenso in der Silber- und Glockengiesserei.

Die ersten Schritte der Missionsarbeiten sind unzweifelhaft mit grossen Schwierigkeiten verbunden gewesen; leider sind aus der Gründungsperiode sehr wenige Anhaltspunkte zurückgelassen worden. Jene Aufzeichnungen sollen von den Jesuiten selbst mitgenommen oder zerstört worden sein bei deren Vertreibung in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts; ein Teil davon soll ebenfalls durch die Heimsuchungen und Plünderungen der sogenannten Revolutionäre oder, besser gesagt, Diebe abhanden gekommen sein, deren Hauptzweck das Stehlen und Plündern war unter der Vorspiegelung, Pioniere der Zivilisation zu sein. Die Gold- und Silbersachen der verschiedenen Missionen wurden arg mitgenommen; ebenso wurden Pferde und andere Haustiere einfach weggenommen. Es ist unzweifelhaft, dass die Kirchen zur Blütezeit der Missionen sehr reich gewesen sein müssen, sowohl an Silber wie an Paramenten, hat doch die hiesige Kirche trotz früherer Plünderung noch Silbergeräte im Gewicht von 44 Arrobas oder ungefähr 500 Kilogramm. Bei hohen Kirchenfesten ist eine Prozession sehr hübsch anzusehen, namentlich wenn die Indianerweiber ihre in allen möglichen Farben gemalten oder gedruckten Kleider zur Schau tragen und ihren Haarschmuck noch mit den hier sehr beliebten Seidenbändern (Cintas) vervollständigen. Der Prozession voran gehen bei hohen Festen ein halbes Dutzend Schwertträger (Macheteros) oder alte Tänzer mit aus Papageiefedern gefertigten Kronen auf den Köpfen. An den Füßen haben dieselben kleine Metallglöcklein angebunden und, das hölzerne Schwert schwingend, führen die Macheteros eigentümliche, aber ganz hübsche Tänze aus. Das Leben ist in den Landdörfern sehr einfach. Die Einförmigkeit wird nur durch eine Hochzeitsfeier oder einen »Santo«,

d. h. den Geburts- oder Namenstag irgend eines Freundes oder Bekannten unterbrochen, dem zu dem Zweck am Vorabend ein Ständchen gebracht wird (dar gallo), wie sich die hier ansässigen Weissen ausdrücken. Hierauf tritt man in das Haus, wo in der Regel schon der Empfang vorbereitet ist mit Maisbier, Zuckersprit und Punsch, auch Bier und Wein, wenn solche Erfrischungen auf dem Platze erhältlich sind. Letztere Getränke können sich aber nur die besser Situierten erlauben, indem gegenwärtig eine Flasche Bier Fr. 10. — und eine Flasche europäischen oder guten Küstenweins Fr. 15. — bis Fr. 18. — kosten. Bald ist der Tanz eröffnet, der, wenn guter Humor da ist, bis in die späte Nacht dauert. Am folgenden Tag geht man gratulieren, wird wieder mit Chicha regaliert und falls Töchter oder weibliche Verwandte gegenwärtig sind, wird wieder getanzt und musiziert.

Am tollsten geht es zur Faschingszeit hie und da zu, hauptsächlich wenn es sich trifft, dass ziemlich viel Leute vom Lande im Dorf anwesend sind. So wurde ich vor einigen Jahren ebenfalls in das Fastnachtsspiel hineingezogen. Die ersten Tage konnten wir des schlechten Wetters wegen nicht spielen. Endlich am Fastnacht-Dienstag morgens sieben Uhr versammelten sich einige Nachbarn mit ihren Familien, um ihre Besuche zu machen. Die Begrüssung besteht in der Hausbestürmung mit Eiern, die mit gefärbtem Wasser gefüllt sind, ebenso mit gefärbter Stärke, die als Pulver dient. Nachdem die Familienangehörigen gehörig eingeseift sind, werden dieselben mitgenommen, und so geht es weiter, bis die Runde um das ganze Dorf gemacht ist. Bei unserer Rückkehr hatten wir etwa 150 Personen vereinigt, alle durchnässt vom Scheitel bis zur Sohle. Nach einem notwendigen frischen Bad — um das Fieber zu verhüten — wurden die Vorbereitungen zu einem Ball mit Streichmusik getroffen, welche Tanzbelustigung denn auch bis zum folgenden Morgen dauerte. Die wenigen Europäer, die sich hier aufhalten, bleiben meistens diesen Belustigungen fern.

Als gegen Ende der Siebziger Jahre infolge des bedeutenden Preisrückganges der Chinarinde in Europa es sich in Bolivien nicht mehr lohnte, dieselbe schneiden zu lassen, mussten viele Leute, die sich dieser Beschäftigung hingaben, ein neues Arbeitsfeld suchen und kamen daher von Mampirigenden und Apolo nach dem Benifluss, um in der Gummigewinnung zu arbeiten. Einige hiesige Nachbarn hatten bereits Mitte der Siebziger Jahre die Ausbeutung der Gummibäume am Benifluss begonnen. Diese Ar-

beiten waren damals noch ganz unbedeutend; die sogenannten Gomeros brachten den Gummi in kleinen Booten nach Reyes und verhandelten denselben für Lebensmittel und Waren. Die Gummiarbeiten nahmen erst in den Achtziger Jahren einen gewissen Aufschwung, nachdem der nordamerikanische Explorateur Dr. Heath den Zusammenfluss des Beni mit dem Madre de Dios-Flusse entdeckte und deren Zusammentreffen bei Villa Bella mit dem Mamoré, von wo diese Flüsse den Madeira bilden. Vorher war diese Wasserstrasse unbekannt. Die Flussreisen werden von hier, respektive vom Hafen Rurrenabaque meistens in Booten gemacht bis Riveralta. Die Boote sind natürlich von verschiedenen Grössen; diejenigen der Handelshäuser haben meistens eine Tragkraft von 700—1000 Arrobas oder 8000—12,000 Kilogramm und sind mit 14—16 Ruderern und einem Steuermann bemannt. Die Schiffe führen die nötigen Lebensmittel und Waren mit sich und vertauschen dieselben gegen Gummi. Der Benifluss nimmt verschiedene grössere Flüsse in sich auf, wovon nur die bedeutendsten erwähnt seien. Fast auf dem halben Wege nach Riveralta ergiesst sich der Rio Negro in den Beni. Derselbe ist nicht schiffbar infolge der massenhaften Baumstämme, welche unter Wasser verborgen sind. Der Lauf desselben ist nicht genau bekannt, man glaubt aber, er verdanke seinen Ursprung dem Lago Rojagua in der Provinz Yacuma, ungefähr zwei Tage Landreise von Reyes entfernt. Von der linken Seite stromabwärts empfängt der Beni den Madidifluss, welcher ungefähr 8—10 Tagereisen stromaufwärts schiffbar ist und seinen Ursprung im Caupolican in der Nähe der peruanischen Grenze haben soll. Da die verschiedenen Expeditionen, die zum Zweck der Erforschung ausgesandt wurden, stets ermordet wurden, ist sein Oberlauf unbekannt. Dem Madidi entlang haust der wildeste südamerikanische Volksstamm, die sogenannten Guarayos; es ist den Weissen nie gelungen und wird es auch kaum gelingen, diesem barbarischen Volksstamm etwas Zivilisation beizubringen. Falls die Weissen von einer Horde dieser Barbaren überrascht werden, gibt es leider kein anderes Mittel, als zu den Gewehren zu greifen. Diese Wilden machen fast alljährlich und zwar zur Faschingszeit Streifzüge nach Indianerdörfern im Caupolican, wie Tumuposa, San José und Ixiamas, um Morde zu begehen, so dass von jenen Dörfern von Zeit zu Zeit Strafexpeditionen unternommen werden müssen, um die Wilden zu züchtigen. Das glückt freilich nicht immer, indem diese es meisterhaft verstehen, durch das Dickicht des Urwaldes zu entschlüpfen. Sie sind sehr gewandte Pfeilschützen;

die Spitzen der Pfeile sind vergiftet, so dass beim Getroffenen sofort Blutvergiftung und in den meisten Fällen beim Fehlen passender Arzneimittel der Tod schnell eintritt. Man schätzt die in diesen Gegenden ansässigen Wilden auf ungefähr 3000, genaue Angaben sind jedoch nicht vorhanden, da dieser Volksstamm sich noch nicht zu einer Volkszählung verstehen konnte. Bei Cavinás sind die ersten Gummiarbeiten eingerichtet; die Barracas folgen sich bis Riveralta meist in einer Entfernung von einigen Meilen.

Die Gummiwälder befinden sich nicht hart am Benifluss, sondern oft und sogar meistens eine bis drei Tagereisen von der Barraca entfernt, so dass die Arbeiter während des halben Fabrikats — Fabrikat nennt man die dreimonatliche Erntezeit — vielleicht nur einmal nach der Barraca kommen. Die Lebensmittel werden denselben auf Maultieren oder Lastochsen zugeführt. Die Arbeiter leben im Urwald während der trockenen Jahreszeit mit ihren Familien und haben dort auch ihre häuslichen Einrichtungen und Anpflanzungen von Mais, Reis, Platanen und grünem Gemüse, wie Erbsen und Bohnen. Bekanntlich gedeiht der Gummibaum nur im Tiefland, indem der Stamm der *Siphonia elastica* durch die alljährlichen Ueberschwemmungen bis zu einem Meter und mehr unter Wasser gesetzt wird und nur in diesem Falle einen erspriesslichen Ertrag an Milch liefert. Ein Seringuero, so heisst der Mann, welcher dem Gummibaum die Milch abgewinnt, bearbeitet täglich eine Estrada, bestehend aus 120—150 Bäumen. Eine regelmässige Estrada gibt heute noch einen kleinen Eimer Milch, wovon ungefähr sechs Pfund trockener Gummi gewonnen wird. Die besten Estradas im Beni geben jetzt noch sechs Galonen Milch oder 8—9 Pfund trockenen Gummi. Die Gummibäume dürfen aber nur zwei Jahre oder vier halbe Fabrikate hintereinander bearbeitet werden und nachher muss man dieselben wenigstens ein Jahr ausruhen lassen, sonst verderben sie. Der Gummibaum muss morgens früh angezapft werden, bevor die Sonne aufgeht, indem die Milch am Baume selbst eintrocknet, sobald die Sonne hoch am Firmament steht. Der Seringuero geht gewöhnlich morgens früh um vier Uhr durch das Dickicht des Urwaldes, um auf schmalem Fusspfad seine Estrada aufzusuchen, bewaffnet mit einem kleinen Beilchen, Machetiño genannt; mit diesem schlägt er kleine Oeffnungen in die Baumrinde und sofort fliesst die grünliche Milch tropfenweise heraus. Dann werden kleine Becher aus dünnem Blech, Tichela genannt, an den Baum geklebt, vier bis fünf an verschiedene Stellen des Baumes, so dass ein Seringuero für seine Estrada ungefähr

500 kleine Becher gebraucht. Nach Verzehrung seines kurzen Frühstücks geht der Seringuero, um von jedem Baum die Milch zu sammeln und giesst dieselbe in einen kleinen Eimer, den er mit sich führt; um zehn oder elf Uhr kommt er schon nach Hause zurück und hat somit seine hauptsächlichste Tagesarbeit vollendet. Zu Hause bleibt dem Seringuero nur noch das Räuchern der Milch übrig. Es ist dies ein eigentümlicher Prozess. Die Milch wird mit einem kleinen Gefäss über eine kleine Stange oder, besser gesagt, Prügel gegossen; etwas weiter entfernt wird ein Feuer gemacht aus Palmnüssen und Blättern, dessen Rauch so abgesperrt wird, dass die gegossene Milch dem Rauche ausgesetzt ist. Der Prügel wird stets gedreht und frische Milch darauf gegossen, welche sofort zu einer festen Masse wird, und so geht es weiter, bis alle Milch geräuchert ist. Der Seringuero trägt die wie fette Kuhmilch aussehende Flüssigkeit mit gewisser Aufmerksamkeit auf, Lage auf Lage, bis das Brot 2—3 Arrobas wiegt und Plancha oder Bolacha genannt wird. Die Plancha hat im Anfang eine weissgelbe Farbe, geht aber nach kurzer Zeit in das Braun über, wie der Gummi im Handel vorkommt. Es wird gegenwärtig leider auch viel Unfug getrieben und die Käufer des Gummi hintergangen, indem die Gummiarbeiter bei Regentagen das Wasser in die Tichelas laufen lassen, wodurch eine sogenannte gebrochene Milch entsteht. Die Kappe oder Lage von diesem Tage sieht schwarz aus und zeigt grössere Löcher als der reine Gummi. Dieser Gummi kommt in Europa und Nordamerika unter dem Namen »Para entrefine« zum Verkauf, während der reine Benigummi unter »Bolivian Rubber fine« in den Handel kommt und als die beste und beliebteste Qualität weltbekannt ist.

Da wir gerade von den Betrügereien der Gummiarbeiter sprechen, so will ich eine kleine Tatsache berichten, die mir vor zwei Jahren passiert ist. Ich hatte bei einem minderwichtigen Kunden etwas Gummi zu empfangen; da der Wasserstand aber sehr niedrig und der Hafen der Barraca sehr steinig war, konnte ich mit meinem schwer beladenen Schiff nicht landen und schickte daher meinen Angestellten mit dem kleinern Schiff, um den Gummi zu empfangen. Bald darauf brachte man den Gummi auf einer Balza zum kleinern Schiff, aber während der Fahrt fiel zum Unglück für den Verkäufer eine Bolacha über Bord und anstatt dass dieselbe sofort wieder an der Oberfläche des Wassers erschien, blieb sie auf dem Grund, als ob man einen Stein ins Wasser geworfen hätte. Sofort bei Ankunft an Land liess ich die sieben empfangenen Planchas aufschneiden. Es waren nicht weniger

als vier Bolachas, die ich zurückweisen musste, weil dieselben nicht bloss Wasser, sondern eine bis zwei Lagen oder Kappen Erde und andere Unreinigkeiten enthielten. Es ist dies der reinste Diebstahl, da solcher Gummi als Sernamby in Europa verkauft wird und etwas mehr als die Hälfte des Rubber fine erzielt. Ich will nicht sagen, dass bei diesen Vorkommnissen der Besitzer der Barraca die Schuld hat, sondern er wird selbst oft durch seine Arbeiter betrogen, indem ein Teil derselben nicht per Monat, sondern nach dem abgelieferten Gummi bezahlt wird.

Die Flussreise von Reyes nach Riveralta ist nicht gerade gefahr- voll; immerhin ist grosse Vorsicht geboten, indem der Fluss viele unter Wasser sich befindende Baumstämme birgt. Der Benifluss nimmt noch zwei Flüsse bis Riveralta auf, nämlich den Biata und den Geneshuaya, beide für kleinere Boote schiffbar. Riveralta ist, wie schon sein Name sagt, ein etwas erhöhter kleiner Landstrich gegenüber dem Zusammenfluss des Beni mit dem Madre de Dios, hat ungefähr 800—1000 Einwohner und ist durch die Schifffahrt und durch die Verbindungen mit dem Beni, Madre de Dios und Orton, welcher letzterer Fluss sich etwas unterhalb Riveralta in den Beni ergiesst, ein ziemlich bedeutender Hafenplatz geworden. Etwas weiter unten kommt man zur Cachuela Esperanza. Dieselbe wurde mit diesem Namen getauft, weil der Steuermann des Dr. Heath auf dessen Befragen, ob die Stromschnelle zu passieren sei, geantwortet haben soll, es sei Hoffnung vorhanden. Sie setzten auch glücklich über diese gefährliche Stromschnelle, welche für beladene grosse Boote nicht passierbar ist, so dass die Waren per Land auf die andere Seite der Stromschnelle geschafft werden müssen. Die Cachuela Esperanza ist leider für nur zu viele unvorsichtige und zu waghalsige Mannschaften ein kühles Grab geworden. Nach einer weitem Reise von zwei Tagen gelangt man nach Villa Bella, wo sich — wie schon früher erwähnt — der Beni mit dem Mamoréfluss vereinigt und fortan den Namen Madeira führt. Villa Bella liegt unterm 10. Grad südlicher Breite und 65. Grad westlicher Länge von Greenwich. Villa Bella, wie schon bemerkt, bildet die Grenze zwischen Bolivien und Brasilien und hat das Zollamt. Die Einwohnerzahl beträgt ungefähr 800—1000, wovon ein Drittel Weisse und zwei Drittel Indianer. Das Klima ist der Feuchtigkeit wegen ungesund und fieberisch, ebenso die ganze Madeirastrecke bis nach Santo Antonio. Die Rückfahrten von den Benireisen sind angenehm, in erster Linie weil die Boote meistens leer zurückkehren, da der Gummi in Riveralta gelassen

wird, um über den Madeirastrom nach Europa oder Nordamerika spedit zu werden und die Schiffe daher weniger Gefahr ausgesetzt sind. Trotzdem man ja fast die ganze Strecke im Urwald fährt, bringen die Vögel und wilden Tiere manche Abwechslung in das eintönige Leben, hauptsächlich in der Mittagszeit, wo man gewöhnlich bei gutem Wetter einige Indianer auf die Jagd schickt, während das Feuer unter den Kochkesseln brennt, und da die Jagd in diesen Wäldern sehr ergiebig ist, so kommen die Jäger nicht selten beladen mit guter Beute zurück, bestehend aus Affen, Wildschweinen, Enten und Tauben, so dass für den Magen ziemlich gesorgt werden kann. Das Geflügel gibt eine vorzügliche Suppe, ebenso der Affe und, alles auf dem Spiess gebraten, schmeckt vorzüglich. Während der trockenen Zeit wird auch viel gefischt und Schildkröteneier gesammelt. Die Schildkröten legen ihre Eier bei trockener Jahreszeit an Land in die sandigen Gestade des Flusses; jede Schildkröte macht für sich ein Loch und vergräbt ihre Eier sehr sorgfältig, indem sie dieselben wieder ganz hübsch zudeckt. Es ist keine Seltenheit, von einer einzelnen Schildkröte 30—35 Eier zu finden, ja ich habe schon oft deren 40 gezählt. Dass von der Schildkröte selbst, sowie von deren Eiern schmackhafte Speisen bereitet werden können, brauche ich hier wohl nicht zu erwähnen.

Für denjenigen, der Freude am Landleben und der Jagd hat, lässt es sich auch in diesen Gegenden leben, nur darf er nicht an das grosstädtische Leben gewöhnt und anspruchsvoll sein; denn was wir zu Hause Gesellschaftsleben nennen, kennen wir in diesen Regionen nicht, sondern nur die Arbeit und Lesen von Büchern und Zeitschriften, welch' letztere drei Monate nach ihrem Erscheinen in unsre Hände gelangen, aber trotzdem für uns immer Neuigkeiten enthalten. Wir sind darauf stets gespannt, hauptsächlich auf die Nachrichten aus der alten lieben Heimat.

Kleine Mitteilungen.

Uganda. Wie aus Uganda mitgeteilt wird, sieht Oberst Bruce, der Leiter der zur Erforschung der Schlafkrankheit entsandten Kommission, eine hauptsächlich an den Ufern des Victoria Nyanza, aber auch sonst im Lande sich findende Fliege, die von den Eingebornen „bibu“ genannt wird, als